

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1905**

210 (9.9.1905) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 36



# Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 36. Karlsruhe, Samstag den 9. September 1905. 25. Jahrgang.

## Ueber die Alkoholfrage.

Von A. Zendrigh.

(Nachdruck verboten.)

II.  
In meinem ersten Artikel habe ich an einem aus dem Leben gegriffenen Schulbeispiel gezeigt, wie der Alkohol aus einem anfänglich geistigen Diener nach und nach ein tyrannischer Herr wird, wie sich der „mäßige“ Weisfreund nach und nach zum „unmäßigen“ Trinker entwickelt und — entwickeln muß, und zwar in hundert Fällen sicher neunzig Mal.

Warum das?  
In seiner berühmten in Hunderttausenden von Exemplaren verbreiteten und in 12 verschiedene Sprachen übersehten Agitationschrift „Die Alkoholfrage“ schreibt der Vageler Physiologe, Professor Bunge:

„Der Irrtum, daß der Alkohol den Mäßen stärke, wird gerade für die zahlreichste Volksklasse ganz besonders verhängnisvoll. Die armen Leute, deren Einkommen zu einem menschenwürdigen Dasein ohnehin nicht ausreicht, werden durch dieses Vorurteil dazu verleitet, einen sehr bedeutenden Teil ihrer Einnahme zu verabsorbieren für alkoholische Getränke, statt für reichliche und wohlschmeckende Nahrung, welche allein sie stärken kann zu ihrer schweren Arbeit.“

Daß dieses Vorurteil von der stärkenden Wirkung des Alkohols so unaustrittlich ist, erklärt sich aus den Erfahrungen der Gewohnheitstrinker. Wer einmal an regelmäßige Aufnahme von Alkohol gewöhnt ist, wird in der Tat durch den Alkohol leistungsfähiger, als er bei plötzlicher vollständiger Entziehung sein würde. Erklären läßt sich diese Erscheinung vorläufig nicht, sie ist aber der Wirkung anderer Gifte auf den daran Gewöhnten vollkommen analog. Wenn man einem Morphiumsuchtigen das Morphium entzieht, so kann er weder arbeiten, noch schlafen, noch essen — er wird durch das Morphium „gestärkt“. Wer aber an kein Narcotikum gewöhnt ist, wird auch durch kein Narcotikum leistungsfähiger.“

Der letztere Satz ist nicht richtig; denn eben gerade deswegen, weil der Mensch unter gewissen Umständen durch ein Narcotikum leistungsfähiger wird, greift er dazu. Der Arzt, der bei einer Epidemie seine Kräfte erschöpft hat, macht sich einmal, zum erstenmal ein Morphiuminjektion, weil er weiß, daß es dann wieder geht, wenn nichts an seiner Türe geklärt wird, und er vor Erschöpfung fast nicht aus dem Bett kommt. Der südamerikanische Indianer, der seine Last nicht mehr tragen kann, taugt von andern dazu überredet, zum erstenmal Cofablatier, und siehe — es geht wieder. Wenn der deutsche Arbeiter, z. B. der Maurer, nach der Frühstücks- oder Vesperpause oft schlapp wird nach dem Biergenuss, so rührt dies daher, daß er den Alkohol meist in zu großen Quantitäten und dann in der sehr ungeeigneten Form des Bieres zu sich nimmt. Unser oberbairischer Landwirt, der um Weinur ein kleines Glas lauern Wein trinkt, taugt nach der Pause wieder mit erneuten Kräften weiterarbeiten. Daß aber auch schon beim erstenmal nach körperlicher, mehrstündiger Arbeit eine kleine Menge von Alkohol in Form von leichtem Wein aufrichtend und wieder leistungsfähig macht, das habe ich selbst an mir schon durch Experiment festgestellt.

Woher nun diese Erscheinung? Worin besteht diese Wirkung des Narcotika Alkohol, Morphium, Nikotin und wie sie alle heißen? Und woher die höhere Leistungsfähigkeit, die Bunge nur bei Gewohnheitstrinkern zugeben will?

„Erklären läßt sich diese Erscheinung vorläufig nicht!“  
Das ist das ehrliche Eingeständnis Bunges, aber auch zugleich einer der schwächsten Punkte der ganzen Antialkoholbewegung und die Ursache der verhältnismäßig geringen Erfolge der Trinkerheilanstalten, von deren Nutzen weit über die Hälfte wieder rückfällig werden, wenn sie wieder die Selbstbestimmung über sich haben.

Glücklicherweise ist es nun nicht so, wie Bunge sagt, nämlich, daß sich die Erscheinung der vorübergehenden höheren Leistungsfähigkeit der Gewohnheitstrinker nach Alkoholgebrauch nicht erklären läßt. Es ist das Verdienst des englischen Arztes und Professors an einem der größten Londoner Spitäler, Haig, auf Grund 25-jähriger praktischer Studien ein ganz neues Licht auf dieses dunkle Gebiet der Wirkung der Narcotika geworfen und die Frage, die Bunge nicht beantworten kann, beantwortet zu haben. Der Leberleber des Haigischen Wertes ins Deutsche: „Die Narcotik“, Dr. Virchow-Beuer, hat zwar gezeigt, daß die Haig'sche Theorie in Einzelpunkten korrekter und des Ausbaus bedürftig ist, aber in ihren wesentlichen Elementen ist die Theorie unerschütterlich, obwohl die meisten Verträge sich ihr gegenüber noch ablehnend verhalten. Aus welchen Gründen, das bleibe hier unerörtert. Es sei nur darauf hingewiesen, daß einer der größten Wohltäter der Menschheit, der Entdecker der Ursachen des Kindbettfiebers, Prof. Semmelweis in Wien, an der Sarrnädigkeit und Gemeinheit, mit denen seine eigenen Kollegen zwei Jahrzehnte lang die jetzt allgemein anerkannte und zum Wohle der Mütter praktizierte Theorie bekämpft haben, zu Grunde gegangen ist.

Ueber die Folgen des Alkoholismus sind sich alle Menschen, Verze und Laien, einig, mit Ausnahme der Alkoholiker selbst. Diese kämpfen sich über ihren eigenen Zustand wie über die Wirkungen ihrer Straftat. Denn der Alkoholismus ist eine Straftat, und zwar eine Volksstraftat. Aber über die Ursachen dieses Übels sind die Menschen im allgemeinen und die Gelehrten im speziellen sehr verschiedener Meinung.

Es sei mir ferne, zu leugnen, daß Vorkämpfer der Antialkoholbewegung, wie Bunge u. a., enormes geleistet haben in der Entlarbung des Alkohols als eines Verräters. Aber worin der Betrug besteht und was die Ursache des Alkoholismus ist, darüber scheide ich bei Bunge, der ein Typus des modernen Antialkoholikers ist, vergeblich Ausschlag. Er spricht nur vom Egoismus der Menschen, davon, daß die Nahrung viel zu wenig wohlschmeckend sei und der Mensch deshalb nach stärkeren Nahrungsmitteln verlange, und von ähnlichen unbedeutenden Dingen. Er predigt in Ermangelung von guten materiellen Gründen viel Moral, appelliert an die Willenskraft und stellt die fähige Behauptung auf, „der Mensch, der auf die alkoholischen Getränke völlig verzichtet, erhebt gar nichts; er gewinnt nur an Lebensglück und Lebensfreude“. Nur ein einziges Mal kommt er der wahren Ursache nahe, allerdings nur insofern, als er die Zusammenhänge in umgekehrter Folge anfangs richtig darstellt. Bunge sagt nämlich: „Durch den Genuß alkoholischer Getränke wird die ganze Geschmacksrichtung des Trinkers eine perverse: Der Appetit des Trinkers ist fast ausschließlich auf Fleischspeisen gerichtet.“

Wenn nun die Sache umgekehrt wäre? Wenn der Durst des Fleischessers auf Alkoholis gerichtet wäre?

Dies und nichts geringeres ist es, was das Hauptfundament der Haig'schen Theorie bildet. Und fällt es nicht sofort ins Auge, daß der Alkoholismus ein unso verbreiteteres Übel ist, je höher der Fleischkonsum in einem Lande steigt (England, Deutschland, Schweden, Norwegen), während im Süden (Italien, Spanien, Indien) überhaupt bei vorwiegender Pflanzennahrung der Alkoholismus als Volkskrankheit entweder gar nicht oder nur in leichteren Formen als in nördlichen Ländern existiert?

Es müssen also materielle und physiologische Ursachen für den Alkoholgenuss als einem Bedürfnis vorliegen; und diese Ursache sieht Haig in den Stoffwechselprodukten und Giften des Fleisches, insbesondere der Harnsäure, die eine große Anzahl Menschen nicht, oder wenigstens nicht ganz auszuscheiden vermögen und zu deren Entfernung auf dem Weg der natürlichen Ausscheidung oder zu deren Zurückdrängung aus dem Blut in die Muskelgewebe der Alkohol, das Nikotin und andere Narcotika herangezogen werden müssen, wenn der Mensch nicht unter körperlichen Beschwerden (Kopfschmerz, Rheumatismus uhm.) und genährlichen Affektionen, Unlustgefühlen, Verstimmungen uhm. leiden soll.

Hier trifft Haig, der selbst Antialkoholiker ist, zusammen mit dem Prof. Meissner-Weissau, dessen richtige Behauptung, daß ohne Wein und Bier unter den Menschen im allgemeinen und unter den Familienangehörigen in besonderen wahrscheinlich noch mehr Streit und Unruhe herrschen würde, große Unterstützung bei den Anhängern des Antialkoholismus Bunge'scher Richtung hervorgerufen hat. Tatsächlich wirkt beim Einzelnen der Alkohol eine Zeitlang als Anreger, Beschäftiger und Beschäftigter. Aber die Sache hat ihre Reversseite. Um diese klar zu erfassen, müssen wir in einem nächsten Artikel einmal die Rolle, welche der Alkohol beim Stoffwechsel spielt, etwas genauer betrachten.

## Im Eise.

Fiala, der Führer der Ziegler'schen Nordpolexpedition, der auf dem Wege nach Amerika in Hull eingetroffen ist, wurde dort vor allen anderen Begrüßungsfeierlichkeiten natürlich zunächst einmal interviewt. Er erzählte über die Ergebnisse der Expedition folgendes:

Die Expeditionsmitglieder haben schwere Zeiten überstanden. Wenige Wochen nach ihrem Eintreffen in Franz-Josephs-Land wurde ihr Schiff vor ihren Augen vom Eise zerdrückt, und zwei Versuche, ihnen Hilfe zu bringen, erwiesen sich wegen der fürchterlichen Eisverhältnisse als nutzlos. Drei Versuche, höhere Breitengrade zu erreichen, waren erfolglos. Wurde aber auch die Frage des Nordpols nicht gelöst, so habe die Expedition doch wertvolles wissenschaftliches Material gesammelt, den Archipel vom Kronprinz-Rudolf-Land an bis zum Kap Flora vermessen und dabei vier neue Kanäle und drei große Inseln entdeckt.

Ueber die Zeit, in der es keine Möglichkeit gab, Nachrichten in die Kulturwelt zu entsenden, berichtete Fiala: „Am 12. August 1903 kam die Amerika bei Kap Flora an, wo sie sich nur kurze Zeit aufhielt, um ein kleines Lebensmittellager anzulegen. Von dort erkampte sie ihren Weg langsam durch den britischen Kanal, wobei es ihr zu fluten kam, daß sie von dem dichten Packeis nach Norden getrieben wurde. Ende August erreichten wir die Lepzig-Bai, auf der Kronprinz-Rudolf-Insel. Es ist dies der nördlichste Hafen von Franz-Josephs-Land. Er bildete die Basis für die Expedition während des ganzen Arktikaltals in arktischen Meere und wurde zur Ehre des italienischen Forchiers Kap Abruzzi genannt. Unsere Arbeit bestand darin, unser Cargo, die Bonies, die Hunde, die Vorräte und Ausrüstungsstücke zu landen. Dies verurteilte beträchtliche Schwierigkeiten, da das Schiff durch eine rauhe Eisfläche von nahezu

## Erblunde.

Die Gletscherschwankungen. Im Kosmos, diesen trefflichen Handweiser der Naturfreunde, den die gleichnamige Gesellschaft in Stuttgart unter bewährter Redaktion herausgibt und den sie heute an mehr als 10 000 Mitglieder zur Verwendung bringt, lesen wir: Die seit langem beobachtete Tatsache des periodischen Anwachsens und Zurückweichens der Gletscher scheint sich auf den ersten Blick sehr einfach durch das entsprechende Verhalten der klimatischen Faktoren Niederschlag und Temperatur zu erklären, die ja im allgemeinen die Existenz der Gletscher bedingen und regeln. Befamtllich wechseln nach Ed. Brüdnere's Untersuchungen in Zeiträumen von je 35 Jahren nach-fühle Witterungsperioden mit trocken-warmen ab; in den ersteren schwinden die Gletscher und gehen bis auf einen Tiefstand zurück, während sie in den letzteren wachsen und vorstoßen, bis ein Hoch- oder Maximalstand erreicht ist. Im großen und ganzen fallen nun die Perioden der Gletscherschwankungen mit den Brüdner'schen Klimaschwankungsperioden derart zusammen, daß ihre mittlere Länge gleichfalls 35 Jahre beträgt; doch treten sie nicht infolge klimatischer Veränderungen eines Jahrgangs, sondern mehrerer Jahre ein.

Seit dem letzten Hochstand der Alpen-gletscher, der in das Jahr 1850 fiel, lassen sich nun aber innerhalb der einzelnen Alpengruppen ganz beträchtliche Unregelmäßigkeiten wahrnehmen. Bis gegen die letzte Jahrhundertwende waren im schweizerischen Hochgebirge die Gletscher so ziemlich auf der ganzen Linie im Rückgange begriffen, der im allgemeinen auch seither noch fortdauert. Seit 1903 ist aber an vielen Orten auch ein Anwachsen wahrzunehmen, wie z. B. im Bündnerland, wo von 7 Formen 5 an Ausdehnung gewonnen haben: Jappot, Paradies, Tambo, Tialetta und Schwarzhorn; die gleiche Erscheinung weisen verschiedene Gletscher der italienischen Schweiz auf. Während der gleichen Zeit bewegen sich, wie schon gesagt, andere Gletscher, besonders in der Zentral-schweiz, noch weiter rückwärts, wie der Rhonegletscher, der untere Grindelwaldgletscher (der obere nimmt zu) und der Rosenlaugletscher; wieder andere verharren im Stillstand.

Für diese Ungleichmäßigkeit ist teilweise wenigstens die orographische Gestaltung der Gletscher maßgebend, indem steile und kleine, die sogenannten aktiven Gletscher, ihre Schwankungen eher beginnen als die großen und flacheren. Hauptächlich jedoch dürfte dafür die verschiedene Beschaffenheit des Firnfeldes maßgebend sein: Gletscher mit tiefen Firnmulden können darin viele Jahre hindurch Schnee aufspeichern, der dann nicht so leicht in die Bewegung einbezogen wird. Sie lassen ein Anwachsen daher noch viel später wahrnehmen als solche, bei denen der Ueberflus an Material eine rasche Vergrößerung der Gletscherzunge bewirkt. Im ganzen waren im Jahre 1903 bereits 15 Gletscher der Schweizer Alpen in merkbarem Wachstum begriffen, und die fortgesetzten sorgfältigen Beobachtungen werden bald klarlegen, ob es sich bei diesem Wachstum um eine dauernde oder eine bloß vorübergehende Erscheinung handelt.

## Wahrheit und Freiheit.

Du Wahrheit mit den Flammenaugen,  
Goderdes Feuer,  
In dessen Glanz  
Die zitternde Menschheit  
In heiligen Schauern erglüht!

Wir haben dir  
In Ketten gebunden,  
Gefesselt in alter Sagenzeit  
Eternem Zwang!

Wir haben dir  
Nach Freiheit dirstend,  
Nach strahlender Sonne  
Und fütterndem Licht.

Entfalte in uns  
Die heilige Blut,  
Die das Fremde verzehrt  
Und das Sklavenjoch  
Zu Asche verbrennt!

Wede in uns,  
Den Nachtgeborenen,  
Deinen Geist,  
Das Feuer der Wahrheit,  
Das uns aus der Tiefe  
Der sternlosen Nacht  
Zur Freiheit führt,  
Zur sonnigen Höhe  
Des lachenden Lichts!

Adolf Stern.

## Lebensregel.

Die Wahrheit verkünden, vernünftig begründen — macht dich verhaßt. Durch Wägen und Schleichen die Ziele erreichen, viel eher paßt.

## Humoristisches.

Ein Bestimmte. A.: „Sagen Sie, was ist denn eigentlich ein Trugschluß?“ B.: „Das ist leicht erklärt. Wenn Ihnen z. B. eine junge Dame sagte, sie sei 21 Jahre alt und man wollte daraus folgern, daß sie im Jahre 1884 geboren sei.“

Nachdruckerei und Verlag des „Volksfreund“, Ged. u. Cie., Karlsruhe i. S.

Vögel, zugeflogen war. Ich öffnete die verschiedenen Bauer und gab ihm anheim, sich in einem derselben Wohnungsberechtigung zu erringen. Aber da fiel das arme Kerlchen schwer herein. Ueberall brauchte man gegen ihn das Hausrecht, und selbst die Zeigle führen auf ihn los und gönnten ihm weder ein Kläglich noch ein Futterföndchen, so daß ich ihn schließlich einen kleinen Meierbebauer anweisen mußte. Doch auch darin wurde er nach Möglichkeit von den drei herumliegenden Stubengenossen gereizt und geängstigt, daß ich froh war, ihn einer benachbarten Dame schenken zu können, die einen Zeigig und zwei Tigerfinken zusammen hielt, von denen der erstere flüchtig abgegangen war. Nach einigen Tagen mußte ich jedoch zu meinem Entsaunen hören, daß es dem Unglücksvogel dort auch nicht besser erging. Die Tigerfinken, die mit ihrem früheren Genossen in tiefster Eintracht gelebt hatten, benahmen sich dem neuen gegenüber geradezu niederträchtig, und das Ende vom Liede war, daß der grüne Pechvogel der Freiheit zurückgegeben wurde, wo er hoffentlich unter seinen wilden Brüdern und Schwestern ein bessere Erfahrungen gemacht hat, als ihm dies in den gebildeten Kreisen beschieden gewesen. Uebrigens gibt es fast in jeder größeren Boliere so eine Art Krügeljungen.“

Der obengenannte Gelehrte weist auch darauf hin, daß auch bei frohen und traurigen Anlässen die Teilnahmefähigkeit der Vögel zum Ausdruck kommt, so bei „Geburtstagen“, wo der glückliche Piepmak-Wapa alle Tanten und Entels herbeiholt, damit sie die kleinen Schönheitswunder, die in Wahrheit redte kleine Scheußkäfer sind, bestaunen, — und so andererseits auch bei Todesfällen, wo man an den zurückbleibenden Genossen eine oft tagelang anhaltende Scheu, Unruhe und Bangigkeit beobachten kann. Auch daß sich die Vögel gegenseitig beeinflussen, ist nichts Neues. Jeder, der gefiederte Hausgenossen hält, weiß, daß ein zögeriger Vogel auch die anderen zum Zurücken ermuntert, während ein einziger Bildung einen binnen kurzem um die Früchte oft wachen oder gar jahrelanger Fütterungsanstrengungen bringen kann. „So hatte“, erzählt Horvitz, „mein zäher Star während dreier Jahre auch nicht einen einzigen Nuchterverhalt gewagt. Kamen aber da eines Tages fünf schwarze Gefellen in den Garten, zogen meinen braven Star nach in ein langes Gefäß, und was war das Ende? — Plötzlich flogen sie mit samt meinem Zeige auf einen Birnenzweig, von da auf die Linde des Nachbargartens und von da schließlich in die weite Welt, und ich hatte das Nachsehen! Eine gleiche Erfahrung machte eine bestimmte Dame mit ihrem Stiegh, der sich von einer Schar Hänflinge entführen ließ, nachdem er bis dahin nie von der Freiheit des offenen Platters anders Gebrauch gemacht hatte, als nur um sich ein wenig in benachbarten Getreide zu tummeln. In beiden Fällen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß in erster Linie nicht der Freiheitsdrang die Veranlassung zur Flucht gegeben, sondern vielmehr die Verödung und Ueberreidung der freien Genossen.“

## Hus allen Gebieten.

### Medizinisches.

Wie eine Epidemie entstehen kann. Wie schwierig es oft ist, den Ursprung einer Epidemie festzustellen, zeigt ein Bericht, den der englische Major Garner über Entstehung und Ausbreitung einer Seuche in Aegypten gegeben hat. Anfang September vorigen Jahres trat in dem ägyptischen Dorf Sewassa eine als Pest bezeichnete Seuche auf. Die Sterblichkeitsziffer war, wie man erst festgestellt wurde, schon seit einigen Wochen im Steigen begriffen gewesen. Die Aerzte sahen sich durch diese Nachricht in hohem Maße überrascht, weil in dieser Jahreszeit niemand die Gefahr einer Pestepidemie ins Auge gefaßt hatte. Es fanden daher besonders gründliche Nachforschungen statt. Zunächst wurde die Krankheit durch Vermittlung von Laboratorien untersucht, und die bakteriologischen Sachverständigen gaben das Gutachten ab, daß es sich gar nicht um Pest handeln könne. Auch der klinische Befund in den Krankenzimmern sprach gegen diesen Verdacht. Die Kranken waren ausschließlich Frauen, sämtlich über 35 Jahre alt, und es fanden sich unter ihnen auch nicht zwei Fälle, die aus demselben Haus oder auch nur aus benachbarten Wohnungen gesammelt hätten. Der Tod trat fast immer innerhalb 1 1/2 Tagen nach Ausbruch der Krankheit ein. Die Patienten klagten über heftige Schmerzen über dem Brustbein und bezielten ihre Bewußtsein bis zum letzten Atemzug. Einige Tage später kam eine Frau unter ärztliche Behandlung, die an einem bösartigen Geschwür litt, noch zwei Tage später ein Mann mit Milzbrand. Nun entstand der Verdacht, daß auch die anderen Todesfälle auf diese Krankheit zurückzuführen wären, und in der Tat wurde an verschiedenen dem Tod verfallenen Kranken Milzbrand der Lunge festgestellt. Der Milzbrand ist eine Krankheit, die hauptsächlich bei Tieren vorkommt, aber auch auf den Menschen übertragen werden kann. Sie ist wohl auch unter dem Namen der sibirischen Pest bekannt und immer sehr gefährlich, obgleich beim Menschen nicht ganz unheilbar. Ein gewisser Fingerring auf den Ursprung der Epidemie war also danach gegeben, und man vermutet zunächst, daß die Ansteckung durch Rindvieh oder nur durch Häute oder Wolle veranlaßt worden wäre. Da aber in dem fraglichen Bezirk gleich nach dem ersten Erscheinen der für Pest gehaltenen Krankheit die größten Vorsichtsmaßregeln mit Bezug auf Desinfektion, Verbrennung allen Urats und Beschränkungen des Verkehrs getroffen worden waren, so mußte ein derartiger Zusammenhang als geradezu unmöglich betrachtet werden. Man forschte nun weiter unter den Schäferherden in einem Umkreise von 20 Meilen in der Nachbarschaft des betroffenen Dorfs nach einer Milzbrandepidemie, aber auch dadurch wurde das Rätsel nicht gelöst. Schließlich führte die Leiche eines Geles auf die rechte Spur. Es stellte sich nämlich heraus, daß unter den Geles eine ungewöhnliche Sterblichkeit eingetreten war, und von diesen Haustieren hatte sich ohne Zweifel der Krankheitskeim auf die Menschen übertragen. Jetzt erst konnte eine wirksame Bekämpfung der Epidemie eingeleitet werden.



zwei Kilometer Breite vom Strande getrennt war. Es wurde sofort ein Haus als Quartier für die Feldabteilung gebaut. Man errichtete magnetische und astronomische Observatorien und schlug Zelte auf für die Komies, Hunde und Vorräte. Am 22. Oktober entging das Schiff zum erstenmale mit knapper Not während der dunklen arktischen Nacht, mit der Expedition an Bord, dem Untergang. Während eines schweren Sturmes war die Amerika in mysteriöser Weise verschwunden.

Wir machten die Entdeckung, daß sie abgetrieben worden war, wobei sich die Tanne, mit denen sie besetzt gewesen war, in der Schraube verwickelt hatten. Drei Tage später kam sie nach Verlust ihres großen Ankers und der Rette zurück. Die Leute an Bord waren Tag und Nacht aufgegeben, und niemand hatte daran gedacht, daß eine Rettung möglich sei. Das Schiff fror darauf ein und war nach aller Ansicht vollständig sicher. Am 12. November wurde jedoch der Eisbruch so stark, daß das Schiff in einem Umfang, der sich nicht feststellen ließ, Schaden erlitt. In den frühen Morgenstunden des 21. November wurden wir durch das Krachen und den Donner des in Bewegung geratenen Eises geweckt. Gewaltige Druckschollen stürzten sich wie wilde Bestien von allen Seiten auf die Amerika, rissen ihren Stern weg und drückten ihre Seite ein, während Tonnen von Eis die Neeling zerstückelten und auf das Deck trachten. Das Schiff war bald ein Bruch und in sinkendem Zustande. Das steigende Wasser hatte die Feuer ausgelöscht. Es blieb nichts übrig, als das Schiff zu verlassen, und während wir dies taten, schob ein nochmaliger Druck die Amerika hoch auf das Eis. Wir vergrößerten darauf das Haus am Strande mit Hilfe der Schiffstrümmen, so daß die ganze 39 Mann zählende Expedition mit den Vorräten untergebracht werden konnte. Die Schiffshoote und die Kohlen wurden an Land geschleift. Diese Arbeit im Freien wurde durch die starken Winde und häufigen Stürme sowie durch die Dunkelheit und die stürmische arktische Nacht sehr erschwert.

Während des Winters hielten die Vorbereitungen für die Schiffsreise im Frühjahr alle Mitglieder der Expedition in Tätigkeit, und außerdem wurde die wissenschaftliche Arbeit unter allen Wetter- und Temperaturverhältnissen durchgeführt. Die erste Schiffsreise, die im Februar nach Norden zu stattfinden sollte, mußte wegen der Stürme und der hohen Temperatur, die fast den ganzen Winter hindurch die See vor der Nordwestküste der Rudolf Insel offen hielt, aufgeschoben werden. Der schlimme Zustand des Eises machte einen Vorstoß mit Booten oder Schiffsstücken unmöglich. Zwei im März angestellte Versuche scheiterten.

Es wurde klar, daß ein weiterer Versuch während des Frühjahrs 1904, weiter nach Norden vorzudringen, nutzlos sein würde. Ich ließ eine kleine Abteilung Freiwilliger im Abruzzi-Lager zurück, damit sie dort einen zweiten Winter zubringe, um im Jahre 1905 einen neuen Versuch, nach Norden vorzudringen, zu unternehmen. Ich selbst führte eine Abteilung von 25 Mann mit 16 Ponies und 8 Hundeschlitten nach Kap Flora, um dort das Entschiffen zu erwarten. Es war meine Absicht, nach Eintreffen des Entschiffens mit zwei meiner Leute nach dem Abruzzi-Lager zurückzukehren. Die Reise nach Kap Flora, wo unsere Abteilung am 16. Mai 1904 eintraf, nahm 16 Tage in Anspruch. Die schlimmste Erfahrung dieser Reise war das Ausbrechen der Druisen unter unseren Ponies. Die Verbreitung dieser Krankheit machte eine Vernichtung der Tiere am Kap Flora notwendig, und als wir dort ankamen, sahen wir uns gezwungen, alle unsere kleinen treuen Pferdchen bis auf zwei zu töten. Dies und der Verlust unseres Schiffes wirkte auf uns alle niederdrückend. Vom 16. Mai bis zum 10. September spähten wir unablässig nach dem Entschiffen. Am 10. September erkannten wir die Raifache, daß Entschiffen nicht mehr zu erwarten sei, und daß wir alle gezwungen sein würden, einen zweiten Winter im arktischen Eise zu verbringen . . .

## Zahnpflege in der Schule.

Einem Artikel in der Frankfurter Volksstimme entnehmen wir das folgende: Seitdem die alte sozialdemokratische Forderung nach Anstellung von Schulärzten in einer Reihe meist größerer Städte zur Tatsache geworden ist, hat die Öffentlichkeit wenigstens einigen Aufschluß über den Umfang der Zahnverderbnisse bei Schulkindern erhalten. Noch reicheres Belegmaterial hierzu ist von Spezialärzten auf Grund umfangreicher und sorgfältiger Untersuchungen von Kindergebissen geliefert worden. Das Ergebnis war allenthalben, daß es um die gesundheitliche Beschaffenheit der Gebisse unserer Schulkinder über alle Begriffe traurig bestellt ist.

Auf die Frage nach der Ursache dieser Erscheinung antwortet Professor Jessen: Unzureichende Ernährung und mangelhafte Zahnpflege tragen bei dem Einzelindividuum die Schuld. Doch auch die Einflüsse der Rasse, des Bodens, der Zivilisation, der verfeinerten Lebensweise und Verweichlichung des Menschengeschlechts machen sich in verderblicher Weise geltend. Die Folgen können nicht ausbleiben. Weil das Gebiß nicht ordentlich gebraucht wird, sind die Kiefer zu klein geworden. Die Zähne haben keinen Raum und erkranken in der engstehenden Zahnreihe leicht und früh. Schmalgesichter haben viel schlechtere Zähne als Breitgesichter, deren große Kiefer den Zahnreihen genügend Raum bieten. Die Vererbung spielt auch hier Generationen hindurch eine große Rolle. Kalkmangel in der Nahrung und im Wasser läßt auf die Zahnverhältnisse der ganzen Bevölkerung einzelner Gegenden den verderblichsten Einfluß aus. Weiter ist nachgewiesen, daß normal gestellte Kinder überall bessere Zähne haben als künstlich genährte.

So wirken zahlreiche Ursachen an der Zerstörung des kindlichen Gebisses, das in der Regel der Staries verfällt, jener durch kleine Spaltplage hervorgerufenen Zahnkrankheit, die unter den Zähnen unserer Schulkinder, wie oben nachgewiesen, so unglückliche Verheerungen anrichtet. Viele Schulkrankheiten, wie Kopfschmerz, Schwindel, Appetitlosigkeit,

Stomatitis, Nervosität, haben nach einer Behauptung Vertens sehr oft ihren letzten Grund in der Erkrankung der Zähne, wie Dr. Petruschky auf dem internationalen Kongreß für Schulhygiene in Nürnberg ausführte, im Kindesalter eine Haupterkrankungsform für den Tuberkulosebakterium. Es entfielen hierbei die sogenannten trophischen Halsglandulären, die bei 90 Prozent der Berliner, 85 Prozent der Danziger Gemeindeschulkinder vorgefunden worden sind. Die aus großer Zahnverderbnis für den Gesundheitszustand des einzelnen sowohl wie für die allgemeine Volksgeundheit hervorgehenden Gefahren erheischen somit die nachdrücklichste Beachtung und erfordern tief einschneidende Maßnahmen zur Beseitigung der Zahnverderbnisse.

Was kann nun die Schule dazu tun? Mancherlei: zunächst Belehrung über die Zahnpflege durch die Lehrer, sodann Untersuchung und Behandlung der Kinder durch den Schularzt bezw. Schulzahnarzt; am zweckmäßigsten ist die Einrichtung städtischer Schulzahnkliniken, in denen die Volksschulkinder auf Kosten der Gemeinde vollkommen unentgeltliche rationelle zahnärztliche Behandlung finden.

Die Belehrung in der Schule wird am besten erfolgen können, wenn im Lehr- und Stundenplan die Gesundheitspflege als besonderes Fach erstarkt, zu welchem Fortschritte sich die Schulverwaltungen heute im allgemeinen noch nicht haben entschließen können. Die Untersuchung und Behandlung der Kinder ist Sache des Schul- bezw. Schulzahnarztes. Der Schularzt soll nicht bloß ein Dekorationsstück der Schule sein, er soll vielmehr durch ausreichende Honorierung in den Stand gesetzt werden, sein Amt nach allen Seiten hin in gewissenhaftester Weise zu erfüllen. Bei dem erfahrungsgemäß sehr schlechten Gesundheitszustand unserer Schulkinder sind die Anforderungen, die an ihn gestellt werden, freilich außerordentlich groß, so daß seine Arbeitskraft in ihnen sich völlig erschöpft. Soll nun den Zähnen der Kinder eine besondere Behandlung und Pflege zuteil werden, macht sich neben dem Schularzt noch ein Schulzahnarzt notwendig. Manche Städte haben die zahnärztliche Behandlung von Schulkindern bereits eingeführt, z. B. Reichenberg i. A.; in Darmstadt und Altona werden von zahnärztlichen Vereinigungen arme Schulkinder unentgeltlich untersucht und behandelt. In Stragburg ist vor drei Jahren eine städtische Schulzahnklinik — die erste in Deutschland — errichtet worden. Der Umfang der Wirksamkeit der Stragburger Klinik im gegenwärtigen Stadium ihrer Entwicklung wird am deutlichsten dadurch illustriert, daß allmonatlich rund 600 Füllungen vorgenommen werden. Dabei bleibt ihre Leistungsfähigkeit noch hinter den Erfordernissen zurück, so daß der Neubau einer Klinik geplant ist.

## Ueber Freundschaften.

Wenn du Paul den Peter rühmend hörst, so wirst du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen sie dann Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß einer den andern tragt, damit er sich wieder trage, und sie sich so einander wechselseitig zu Warren haben; denn wie du siehst, ist hier wie in allen andern Fällen ein jeder von ihnen nur sein eigener Freund und nicht des andern. Ich pflege solch Ding „Hollunderfreundschaften“ zu nennen. Wenn du einen jungen Hollunderzweig ansiehst, so siehst er fein stämmig und wohl gegründet aus, schneidest du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl und ist so fein trocken, schwammig Wesen darin. So ganz rein geht's hier freilich selten aus, und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen; aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch sein, daß einer des andern Freund sei. Und das zweite ist, daß du's von Herzen siehst und Gutes und Böses mit ihm teilst, wie's vorkommt. Die Zeitfresse, daß man den und jenen Gram allein behalten und seines Freundes schonen will, ist meistens Järtelei; denn eben darum ist er dein Freund, daß er mit untertrete und es deinen Schultern leichter mache. Drittens laß du deinen Freund nicht zweimal bitten. Aber wenn's not ist, und er helfen kann, so nimm du auch kein Blatt vors Maul, sondern gehe und fordere frisch heraus, als ob's so sein müßte und gar nicht anders sein könnte.

Hat dein Freund etwas an sich, das nicht taugt, so mußt du ihm das nicht verhalten und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell jemand zu deinem Freund, ist er's aber einmal, so mußt er's gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern sein. Etwas Sinnlichkeit und Parteilichkeit für den Freund scheint mir zur Freundschaft zu gehören. Denn wolltest du an ihm nur die ehr- und lebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärest du denn sein Freund; das soll ja jeder wildfremde, unparteiliche Mann tun. Nein, du mußt deinen Freund mit allem, was an ihm ist, in deinen Arm und in deinen Schutz nehmen. Es gibt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwei Pferde, die eine Zeitlang beisammen stehen, Freunde und können eins des andern nicht entbehren. Es gibt auch sonst noch mancherlei Arten und Veranlassungen.

Aber eigentliche Freundschaft kann nicht sein ohne Einigkeit; und wo die ist, da macht sie sich gern und von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch leiden, und die an eine wüste Insel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Not in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der eine Wunsch nach Hilfe einigte sie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch. Einerlei Gefühl, einerlei Wunsch, einerlei Hoffnung einigt; und je inniger und edler dies Gefühl, dieser Wunsch, diese Hoffnung ist, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird. Aber denkst du, auf diese Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde sein? Freilich wohl! Und es ist meine Schuld nicht, daß sie es nicht sind.

## Ein sozialistisches Theater.

(Zur Erstaufführung von Hermann Seyermans Nummer Achtzig und Panzer an der Freien Volksbühne in Berlin.)

„Die Kunst darf niemals die Dienerin einer Partei sein; sie darf niemals ihre eigenen Zwecke der Tendenz unterordnen“ — nichts ist richtiger als diese von bürgerlichen Kritikern oft ausgesprochene Wahrheit; aber keine Wahrheit wird häufiger mißbraucht und mißbraucht, als diese. Ein Kunstwerk, das einen richtigen Gedanken ausdrückt, ist noch nicht gut, und jenes, das einen falschen Gedanken ausdrückt, ist noch nicht schlecht, und am allerwenigsten ist die Vortrefflichkeit eines Werkes dadurch gewährleistet, daß sich bei seiner Betrachtung überhaupt nichts denken läßt. Im Reiche der Kunst herrschen andere Gesetze als im Reiche der Logik. Dadurch wird aber keineswegs ausgeschlossen, daß die Kunst große geistige Strömungen der Zeit in ihr Bereich zieht und nach eigenen Gesetzen künstlerisch darstellt. Das Musterbeispiel einer solchen künstlerischen Umwertung bleibt das Lebenswerk M e u n e r s: es spricht vollkommen aus, was der Sozialismus in Stein und Erz zu sagen vermag — nicht mehr und nicht weniger. Solche Kunst „dient“ keiner Partei, sie ist keiner Tendenz „untergeordnet“; sie pflichtet dem Letztzweck und dem Versammlungsredner nicht ins Handwerk, sondern bleibt innerhalb der Grenzen ihres Gebietes, das sie mit dem Geiste einer großen Weltanschauung befruchtet hat.

Das Theater dagegen ist stets das Schmerzenskind des Sozialismus gewesen. Es hat ihm zu keiner Zeit an guten Parteidogmen gefehlt, die verpackt, die Schaubühne der Propaganda dienlich zu machen, aber der große Dichter, der der sozialistischen Weltanschauung die ihr eigene dramatische Ausdrucksform verleiht, läßt auf sich warten. In jeder Figur Meuniers lebt das ganze Proletariat mit seiner Qual, seiner Sehnsucht, seiner Erniedrigung und seiner Größe — die dramatische Poesie aber hat bisher nur Einzelprobleme behandelt. Einzelfiguren gestaltet, nie aber die Größe und Gewalt des Ganzen in einem Bild symbolisch bewältigt. Die anerkannten Hüter der modernen Literatur Europas stehen den Gedankenfreien des Sozialismus viel näher, als ihnen jemals der große belgische Bühnenmeister. Gerhart Hauptmann wandert im Winter durch die schlesischen Berge, um dem sozialdemokratischen Wahlmann seine Stimme zu geben; der Franzose Anatole France ist ein geistiger Genosse Jean Jaures; der Engländer Bernard Shaw steht im Lager des farbigen Sozialismus; der Russe Maxim Gorki wird vor die Richter geschleppt als sozialistischer Parteigänger der revolutionären Erhebung. Aber das große Drama des Sozialismus hat uns keiner von ihnen geschenkt.

Auf diesen letzten höchsten Ehrentitel haben auch die beiden dramatischen Werke des berühmten holländischen Dichters Hermann Seyermans, die die Berliner Freie Volksbühne am letzten Sonntag in vortrefflicher Weise zur Darstellung brachte, keinen Anspruch. Gleichwohl darf man sagen, daß der große Beruf, den Schiller der Schaubühne zuweilen, nämlich eine moralische Anstalt zu sein und die Laster vor ihren Mächtigsten zu reizen, von wenigen Werken der neueren dramatischen Literatur in gleichem Maße wie von diesen beiden Theaterstücken erfüllt wird. Der Atem der sozialen Revolution weht uns aus ihnen entgegen; der Dichter wird zum Propheten.

Das dreiatige Drama Der Panzer ist ein Offiziersstück, das vor dem Japsenreich des Herrn Veyerlein und wohl auch vor Hartlebens Rosenmontag geschrieben, die beiden vielgenannten deutschen Militärdramen durch Kühnheit und Bedeutung um Vergessliche überflügelt. Während die dramatischen Anlagen der Deutschen wider den Kasernen und den Standeshodentum im Rahmen des bürgerlichen Mißverständnisses bleiben, ist das Militärdrama des Holländers ein proletarisches Revolutionsdrama.

Der Held des „Panzer“ ist ein junger Leutnant, der seinen Degen fortwirft, weil er nicht Unschuldige töten will und in die Welt geht, um Vergeltung zu suchen für die Verbrechen dieser Zeit. In der dramatischen Steigerung dreier Akte wird uns gezeigt, wie sich dieser halbe Knabe rückwärts der geistigen, seelischen und materiellen Umklammerung seines Standes entwindet. Nachdem er den Dienst gegen streitende Arbeiter verweigert, einem hochförmigen Offiziersrat, der den Fall vertuschen und den reuigen Sünder zu seiner Pflicht zurückführen will, die ganze Wahrheit ins Gesicht geschrien, nachdem er Abschied von seiner Braut genommen, der zuliebe er beinahe seine Sache verraten hätte — zerstückelt und zertrümmert, ohne Hoffnung, ohne Stütze greift er nach dem Revolver. Aber da fällt sein Blick auf den alten Schuster, der drüben, auf der anderen Seite des engen Gäßchens, bei seiner Arbeit sitzt. Dem Alten haben sie den Sohn erschossen. In den Worten, die er jammernd hinüberbrüllt in das andere Haus, in die andere Welt, wird eines ganzen Volkes Not und Klage offenbart. Und da begreift der junge Leutnant Mari, daß das Leben nicht wertlos ist, daß er kein Recht hat, es fortzuwerfen, sondern daß er fortan jenem gehört, von denen der Alte drüben einer ist.

Der Panzer ist sicher eines der besten und bühenwirksamsten Theaterstücke, die in den letzten Jahren geschrieben worden sind. Er enthält Charakterzeichnungen, die wahre Nabinettstücke sind, er wirkt durch eine kunstvolle Verteilung der dramatischen Spannung, die die lebhafte Teilnahme der Zuschauer bis zum letzten Wort und zur letzten Bewegung wachhält. Humor und Tragik kommen zu ihrem Recht, und der Dialog ist eine Fundgrube feingeschliffener Worte. Das Ganze freilich haftet immer noch zu sehr am Einzelnen, um jene Allgemeingültigkeit beanspruchen zu können, die das kernigste unvergängliche Kunstwerk ist. Eine gewaltige politische Idee zerplättet in glänzende künstlerische Einfälle; der Grundgedanke des Stückes ist aber keine große dramatische Idee, die jener des Sozialismus ebenfalls wäre, sondern vielmehr nur die Darstellung eines Einzelschicksals, das am Alltäglichen haftet. So er-

scheint der Panzer, alles in allem genommen, als ein Wert, das bedeutende Ansprüche befriedigt, aber noch weit größere weckt.

Dem Soldatenstück ging der Einakter Nummer Achtzig voraus. Vor dem Tor des Gefängnisses warten ein alter Mann, eine Frau und ein Knabe auf Nummer Achtzig, den Majestätsbeleidiger. Zwischen den dreien und den einzelnen Entlassenen, die erstelnd in die Freiheit des Herbstmorgens hinausstreiten, entspinnt sich Gespräche, in denen alles Unrecht und alle Schande der Gesellschaft offenbar wird. Nummer Achtzig aber kommt nicht; er ist verrückt geworden. Bei der Festrede strahlt das kurze Stück, das jüngst in der Neuen Gesellschaft gedruckt erschien, eine wahrhaft revoltierende Wirkung aus. Ein Gespräch, in dem der Alte seinem Entfelnde in poetisch verklärter, dem kindlichen Verstand angepaßter Weise das Wesen des Sozialismus erklärt, gehört zu dem schönsten, was von Dichtern zu diesem Gegenstande gesagt worden ist. Bei der Aufführung verfiel Nummer Achtzig allerdings bis zu einem gewissen Grade die beabsichtigte Wirkung; es wirkt da mehr rührend als empörend.

Auf alle Fälle bleibt es erfreulich, daß die Freie Volksbühne zwei Werte zur Aufführung gebracht hat, die für das öffentliche und bürgerliche Theater aus verschiedenen Gründen nicht existieren dürfen. Wir können uns wenigstens nicht vorstellen, daß ein Stück wie der Panzer etwa vor einem militärischen Publikum aufgeführt werden könnte. Welche Wirkung müßte das über! Gründe der Ordnung, der Sicherheit und des Staatswohles sprechen entgegengesetzt dagegen . . .

Berlin, 5. September.

F. S.

## Wie im russischen Admiralstab gearbeitet wird.

In der deutschen St. Petersburg Zeitung lesen wir: Wer es noch nicht weiß, wie im Admiralstab gearbeitet wird, der kann es aus einer Schilderung der Erlebnisse des Herrn Demtschinski lernen. Da es Herrn Demtschinski wie so vielen anderen bekannt war, daß die Herren Marineoffiziere von militärischer Präzision nichts halten, erließen er, um sich eine Auskunft zu erbitten, recht spät im Lokal des Admiralstabs, wo er 10 bis 15 größtenteils in Trauer gekleidete Damen wartend vorfand. Trotzdem die Bureauarbeiten bereits begonnen hatten oder vielmehr beginnen hätten müßten, fand er keinen der Herren vor. Es entspann sich nun folgende ebenso ergötliche wie für die Sitten im Admiralstab charakteristische Unterhaltung zwischen Herrn Demtschinski und einem Kurier:

„Wer ist der Stabschef?“  
„Admiral Koshewitsch.“  
„Besindet er sich hier?“  
„Nein, er ist in Japan!“  
„Da erst erfährt Herr Demtschinski, daß es sich um den Helden von Tsushima handelte. Um eine Erläuterung reicher, fuhr er fort:  
„Wer ist jetzt Stabschef?“  
„Admiral Besobrasow.“  
„Ist er hier?“  
„Nein, er ist auf Urlaub!“  
„Wer ist denn jetzt der Chef?“  
„Admiral Wrenius.“  
„Kann ich ihn sprechen?“  
„Nein, er befindet sich seit vorgestern auf dem Lande.“  
„Du scherzest; doch wer vertritt ihn?“  
„Admiral —“ (der Name war nicht zu verstehen).  
„Aber der ist gewiß hier?“  
„Nein, aber vielleicht wird sein zweiter Gehilfe Admiral Nieder- müller erscheinen, allein, der ist eben fortgegangen.“  
„Nun, so will ich zum mindesten den Adjutanten sprechen!“  
„Der ältere Adjutant ist Herr Siloti.“  
„Schön, bitte mich also bei Herrn Siloti zu melden.“  
„Der ist auch nicht hier, allein es ist möglich, daß er nach 2 Uhr eintrifft.“  
„Aber zum Klara, wen kann ich denn sprechen?“  
„Hier ist nur der Beamte vom Tagesdienst.“

Wald darauf erschien im Empfangszimmer ein überarbeiteter Kollegen-Registrator und schritt mit müdem, abgepanntem Gesichtsausdruck die Reihe der Wartenden ab. Endlich gelang es Herrn Demtschinski, zu erfahren, daß die Zahlung der Gagen an die Familien der Offiziere eingestellt worden sei, weil noch vom kommandierenden Admiral kein offizieller Bericht über die Verluste in der Schlacht bei Tsushima eingetroffen wäre, der Stab daher nicht wissen könne, wer lebe, wer gefallen sei. Auf den Einwand, daß doch offizielle Verlustlisten veröffentlicht worden wären, erwiderte der Beamte, daß die Verlustlisten nach japanischen und französischen Angaben abgefaßt wären, also keinen „offiziellen“ Wert hätten.

Wohin war ich geraten — fragte sich Herr Demtschinski beim Verlassen des Stabes —, fünf Admirale, die arbeiten sollen, und doch in dieser heißen Zeit kein einziger amwesend!

Auch eine Erklärung für Port Arthur und Tsushima!

## Vogelpsychologie.

Gleichwie im Menschenleben, so gibt es übrigens auch in der ornithologischen Welt wahre „Pechvögel“, welche, wo sie auch hinfommen mögen, überall mißgünstige Aufnahme finden. Ein Pechvogel war, so erzählt der Ornithologe S o r n i g, zweifellos ein Zeisig, der im Laufe des vorigen Sommers, angelodt von den Stimmen meiner am Fenster stehenden